

## Pariser Brief.

(Original-Correspondenz des „Wiener Salonblatt.“)

Paris, 25. Juni.

Ich habe Ihnen jetzt schon eine Menge lehrreicher und vergnüglicher Dinge von der Ausstellung erzählt und wenn Sie nur meinen Berichten mit der geziemenden Andacht lauschen, dann müssen Sie jetzt schon unmäßig geschmeichelt sein, meine holde Ylerin! Von der Maschinenhalle, diesem gewaltigsten Triumphe der Eisenarchitektur in der bisherigen Geschichte der Menschheit, mit welcher eine neue Baukunst von unglaublichem Zauber, allen Wundern der Vergangenheit überlegen und noch gar nicht faßlich für unsere schwindelnden Sinne, beginnt, von den Palais der schönen und der freien Künste, von den Gärten und den farbigen Brunnen und den Theatern, von den leuchtenden Rue de Caire, von jenem eisernen Gigantendolch, den der Meister Eißel gegen den erschreckenden Himmel gezückt — von allen diesen erbaulichen Schätzen habe ich Ihnen erzählt, alles, was ich weiß, und einige Male sogar noch ein bißchen mehr. Nur von dem populärsten Erfolge der Exposition gerade, der die Pariser ganz närrisch macht vor Freude, groß und klein, Männlein und Weiblein, und der die eigentliche „Hex“ in dem allgemeinen Vergnügen bejorgt, nur gerade davon habe ich Ihnen merkwürdiger Weise noch immer nichts erzählt.

Nämlich: das ist das sonderbare, daß uns nichts in dieser ganzen unermeßlichen Fülle von Kultur, die hier aufgehäuft ist, so viel Heiterkeit gewährt und unser Interesse so sehr fesselt als die rohe Barbarei der plumpen Wilden, die aus der Nacht ihrer Niedrigkeit an die Sonne unseres Glückes geführt worden sind, damit wir an ihrer Erbarmlichkeit und des eigenen Glanzes selber erst recht bewußt werden sollen. Auf der „Esplanade des Invalides“, im östlichsten Winkel, welchen die Ausstellung in die innere Stadt hineinführt, neben der „Chambre des Deputés“ — da, offenbar um den Abgeordneten, die es nöthig haben, einmal ein eindringliches Beispiel von guter Lebensart und Sitte unmittelbar vor die Augen zu setzen, hat man in Zelten und Hütten ein ganzes Rudel barbarischer Völkerschaften angebaut, von deren Existenz vor dieser Ausstellung höchstens die glücklichen Böglinge höherer Töchter Schulen eine beneidenswerthe Kenntniß besaßen. Ich wenigstens muß zu dem demüthigen Bekenntniß erröthen, daß ich von den meisten unter ihnen nur eine, aber schon sehr dunkle Ahnung hatte, welche ich überdies lediglich der eifrigen Lecture von Indianergebüchten verdanke, durch die ich als Knabe unsere unzulängliche Gymnasialbildung zu ergänzen nach besten Kräften redlich bemüht war. Es ist da ein village Pahouin, ein village Tonkinois, ein village Canaque, eifersüchtig auf einander an Roth und Schmutz, in welchen ein neuer Darwin für die Abstammung des Menschen vom Schweine bessere Beweise fände; und es ist da endlich der Kampong Javanais, mit traurigen Häusern aus Bambus auf hohen Pfählen, einer schmierigen Küche, in der ein häßliches altes Ungeheuer Reis kocht und einem seltsamen Orchester, dessen Hauptinstrument ein Glodenpiel ist, nach dessen klagender, wehmüthig schleppender Weise die Bayadere aus dem Harem des Königs von Brauer, in glänzende Stoffe gehüllt, von Korallen klammernd, farbige Federn im Haar, ihre langsamen, melancholischen, lasterhaften Tänze schlingen.

Sie sind immer traurig und kein Lächeln blüht jemals über ihre fahlen Lippen. Ich weiß nicht, gefällt es ihnen bei uns nicht oder gehen ihnen nur die Vergnügungen des heimathlichen Harems ab — aber sie sind immer traurig, die schlanke, braunen Javanensinnen mit den Gazellenaugen, ebenso traurig wie die winzigen Tonkinesen, welche (barfuß, die blaue Hose und Zoppe von Orangefreifein gerändert, einen rothen Fleck, wie eine strahlende Abendsonne auf dem Bauch, über dem blauen Tuch, in das sie die flatternden, sammetweichen Haare wickeln, den tonkinesischen Stroh-

hut von der Gestalt eines unmäßigen Lampenschirms) die schweren, hohen Wagen schleppen, die landesübliche Equipage. Sie haben immer die nämliche verdrossene Wehmuth in der erschreckten Miene, als wäre die Mühe des Lebens eine allzu harte Forderung an ihre zarten zierlichen Gestalten, immer den nämlichen angstflehenden Blick im hilfesuchenden Auge, als säße ihnen schon ein tödtliches Messer an der Kehle — selbst wenn ihnen die helle Gnade widerfährt, die schönste Pariserin führen zu dürfen. Drollige Ränge — die Tonkinesen!

Aber tüchtige Soldaten, Donnerwetter, tüchtige Soldaten, von einer Disciplin und Berve, die Niemand hinter diesen schwächlichen „Berederlu“ vermuthen möchte. Ich habe sie neulich im village Loango bei einer Parade des exotischen Militärs bewundert, bei welcher ich übrigens die tröstliche Beruhigung gewann, daß unsere braven Deutschmeister und Vierundachtziger noch die reinen Gentlemen sind an Politesse und Partium gegen die Grobheit dieser Corporale vom Congo, was ich niemals für möglich gehalten hätte, in jener schönen Zeit, als ich selbst noch Refrut war, wenn auch nur auf der Schmelz und nicht am Senegal — aber es ist überall so ziemlich das Gleiche. Und einen schwarzen Oberleutnant gab es da, oh! einen superben Subaltern-Orthello — mein rother Major von damals ist rein gar nichts dagegen und ich habe ihn doch immer für den schrecklichsten aller militärischen Schreden gehalten!

Exotischer Schmutz und exotisches Valler, exotische Fiater und exotische Feldwebel — aber das ist lange noch nicht alles: wir haben überdies noch ein exotisches Theater, in welchem die anatomischen Hofschauspieler Tho, Cho, Qui, Thinh, Vueb, Kit, Thach, Phung und Dang ein merkwürdiges Schauspiel, eine Art von Makbeth, auführen, bei welchem uns nervenschlaffen Europäern nach der ersten Viertelstunde schon Hören und Sehen vergeht. Es ist eine Oper, wenigstens gibt es in einem fort Musik, ohne Erbarmen, eine wahre Höllemusik von Tamtams, Glocken und dröhnenden Trommeln, welche das auf der Bühne verstreute Orchester — jeder sucht sich seinen Platz, wo es ihm gerade gefällt, mitten unter den Darstellern — mit wilder Freude verübt, während die unglücklichen Schauspieler, das Antlitz mit fürchterlichen Farben verhält, daß man nur die rollenden Augen und die fleischenden Zähne (sie fleischen in einem fort die Zähne, wie der kleine Devrient von der Burg, aber der hat wenigstens schöne) wahrnimmt, mit fürchterlichen Wärten bis an den Boden hinab, durch ohrenzerreißendes Kreischen, Heulen, Mianen, Pfeifen und Trüllen vergeblich sich verständlich zu machen suchen. Das Lustigste ist aber immer der Souffleur, der zugleich der Regisseur und der Dichter des Stückes ist, fortwährend auf der Scene um den Fortgang des Spieles bejorgt, immer auf dem Boden herumkriechend, um jetzt dem einen seine Rolle zuzumurmeln, jetzt den anderen heftig am Kermel zu zerren, damit er endlich mit seinem Monolog aufhöre, wenn es genug ist, jetzt sich unter dem Tische niederkauernd, damit ihn das Publikum nicht gewahre, jetzt wieder mit einem assenartigen Sprunge sich hinter die große Trommel flüchtend, um unter dieser hervor seine Truppe anzueisern und zu lenken. Aber wenn so auch manchmal ungewohnte Seltsamkeiten die vorgestellte Tragik erheitern, so wissen diese barbarischen Mimen doch in ihrer primitiven Kunst so viel naive Wildheit und so viel lodrendes Temperament zu entfalten, daß man mit gutem Grunde manchen Verwünsch in ihre Schule schicken möchte, und dann: proponiren Sie das dem sehr verehrten Burgtheater doch einmal, sieben Mal an jedem Tage das nämliche Stück zu spielen!

Von der eigentlichen Handlung habe ich nicht viel verstanden und ich tröste mich damit, daß, da wir ja doch einmal von dieser Literatur nichts wissen, sie auch nur von geringer Bedeutung für unsere Neugierde ist. Das große Verdienst dieses merkwürdigen Schauspiels besteht vielmehr darin, daß es uns die Anfänge der Schauspielkunst anschaulich macht, von denen wir immer nur aus Büchern eine blasse Vorstellung hatten, und daß es uns zur nämlichen Zeit verblüfft, erschreckt und bestürzt durch die Verwandtschaft seiner Kunstweise mit den Tendenzen gerade unserer modernsten Literatur. Ich hoffe, mit Ihnen darüber noch einmal ausführlicher und deutlicher plaudern zu dürfen, wenn Sie dieses wunderliche Spiel aus eigener Anschauung kennen werden: denn wenn der Monarch vernünftig ist, dann packt er im Herbst die ganze anatomische Herr-

lichkeit zusammen und trägt sie in seinen lustigen Tempel auf der Seilerstätte, in dem er den Wienern schon so manches liebliche und erfreuliche Wunder gezeigt, — und der Konacher ist immer vernünftig.

Vorigen Sonntag ist Schluß der officiellen Saison gewesen: der grand prix de Paris, den dieses Mal ein thörichtes und ruhmloses Pferd, Kajitas, errungen, an das niemand dachte und auf das niemand wettete. Es war ein schöner Sonntag, eine kurze Weile nur durch einen leichten Regenschauer getrübt, und alle die Schönsten der Schönen, die Welt sowohl wie die andere Hälfte, wetteiferten in den üppigsten und zauberlichsten Toiletten. Da waren von den professional beautys eine liebliche Fülle, eine köstlicher arrangirt als die andere; da war der ganze Sternenhimmel unserer Theater, wenn auch die Sonne, Sarah Bernhardt, fehlte; da war ein prangender Kranz ruhmbedeckter Mondainen, die Marquise von Gallifet, die Fürstin von Sagan, die Fürstin Troubekloy, die Gräfin d'Uzès, die Vicomtesse de Grouchy und — zur hellen Freude aller Pariser — die Fürstin Metternich. Es war so schön, daß man den Aerger über das dumme Pferd bald wieder verward.  
Hermann Vahr.



**D. Mayer's Söhne,**

k. k. Hof- und Kammerjuweliere, Ordenslieferanten,  
Wien, Stock im Eisenplatz 7.



**Knize & Comp., k. k. Hof-Schneider,**  
Wien, I. Am Hof 3, Mezzanin.

Spezialitäten: Englische Damen-Costüme, Amazonen, Reithosen,  
(Brezches), Sportkleidung und Fioréen.

Ludwig Bösendorfer, k. k. Hof- und Kammer-Clavier-  
Fabrikant, Wien, I. Herrngasse.



**Fischer Badebriefe**

von  
**Max Waldstein.**

II.

Fischl, 26. Juni.

**D**er Sejour des Allerhöchsten Hofes in Fischl hat begonnen. Ihre Majestät die Kaiserin wird den getroffenen Dispositionen zufolge bis 15. Juli hier verweilen, dann im Badeschlusse zu Gasten residieren und vom 10. August bis 15. September wieder in Fischl Aufenthalt nehmen. In der hiesigen kaiserlichen Villa sind einige kleine bauliche Veränderungen vorgenommen worden. Der wunderbare Garten prangt im herrlichsten Schmucke der Teppichgärtnerei, besonders ein großer Wappenadler nimmt sich sehr imposant aus.

Fischl selbst ist noch leer; vor ersten Juli beginnt eben — ich weiß das aus zwanzigjähriger Erfahrung — fast nie die Badesaison. „Badesaison“ ist eigentlich ein Nonsens, denn Fischl ist kein Badeort mehr, sondern pure et simple ein Sommeraufenthalt der Wiener und Pesther Gesellschaft. Die Kranken sind in der entchiedensten Minorität.

Während es in den Residenzen eine Piye hat, daß man fast verzweifeln könnte (Wien, Berlin und München melden Mittags constant über 20 Grad Reaumur im Schatten), gibt's hier fast jeden Tag seit dem 14. Juni Gewitter und Regen (durchschnittlich Nachmittags 4 Uhr rührt der liebe Herrgott die große Trommel). Man sollte daher glauben, daß der Leiter des hiesigen Musentempels, Director Wild, mit außerordentlich befriedigter Miene

seine Schaaren mustere, doch es läßt im Gegentheil trotz dieses prächtig-nassen Theaterwetters der Besuch des Kunsttempels, der ganz Gelingenens bietet, noch viel zu wünschen übrig, da die Majorität der hiesigen sogenannten „Gurgäste“ bis jetzt aus Damen im allerreiffen Alter, Familien mit Kind und Kegel, Köchin und Amme besteht, die hier so häuslich wie in Wien leben und sich des Abends mit „Wigalawea“ und „Giapoepia“ die Zeit vertreiben. Die feinen Hätelstrenden, die Russen, Franzosen, Amerikaner und Engländer, welche ansonst die Logen bevölkern, fehlen noch gänzlich.

Ein theatralisches Ereigniß war das Wiederauftreten des Fr. Bayer aus Graz (seit drei Jahren verehelichte Gräfin Zichy) unter den Namen „Baviera“. Die ebenso schöne, als elegante und talentvolle Frau debutirte als „Coralie“ im „Verwunschenen Schloß“, im Großen und Ganzen eine sehr gelungene Vorstellung.

Und nun, schöne Leserin, merke ich, daß eine Frage auf ihren Lippen schwebt — die Frage: „Wie stehts mit den Fischer Schönheiten? Gibt es denn noch gar keine neuemüthwerthen Beauté's auf der Esplanade?“ Mit Bedauern muß ich diese Frage verneinen; joldy reizende Frauenbilder, wie die Markgräfin P., die Schwestern C. u. im Vorjahre, sind hener noch nicht auf dem Plane erschienen. Bis jetzt gebührt einer russischen Gutsbesitzerin aus Moskau die Palme; doch hoffe ich später als gerechter Paris aufzutreten und den gewissen Apfel unparteiisch theilen zu können.

Auch die große Kunst ist sehr schwach vertreten. Sonst wimmelte Fischl von berühmten Sängern — wo sind die Zeiten wo eine Wilt, eine Rabatinsky, eine Lucca, die dahingeschiedene Flona v. Voggenhuber, die Tuzek-Herrenburg und noch viele andere liebe Freundinnen ihre Triller im Walde in die Fischer Luft hinaus schmetterten! Tempi passati! Außer Amalie Stahl, der einstigen Pierde der Wiener Hofoper, mit dem tief-liegenden Feueraugen und dem matten gelbbraunen Teint, deren interessante Erscheinung Aufsehen erregt und die in der nächsten Saison wieder im fernen Südamerika, in Buenos-Ayres ihr Licht glänzen lassen wird, ist von Singvögeln weiblichen Geschlechts wenig hier zu finden.

Banernfeld, der Nestor der deutschen Bühnendichter, hat sein Tusculum „frisch, froh und fröhlich“ bezogen. Dem Schreiber dieses ist es oft gegönnt, im traulichen Gespräche den geistreichen Aussprüchen des hochverehrten Dichtergreises zu lauschen — besonders seine Ansichten über das Burgtheater sind interessant; er beklagt gleich mir den gänzlichen Mangel eines ersten Komikers. Ja, die Zeiten eines Beckmann und Weizner, ja selbst eines Krenschke und Butovics sind vorüber! Nur zwei prädestinirte Nachfolger Beckmanns und Weizners existiren auf den deutschen Bühnen; der eine von ihnen hat aber nie in Wien gespielt und ist noch auf sechs Jahre an's Berliner „Deutsche Theater“ gebunden: Engels — und der Andere, der in Wien und Berlin gleich beliebte Emil Thomas ist Director eines eigenen Theaters in Berlin. Emil Thomas wäre — nach meiner Meinung — der einzige berufene Nachfolger Beckmanns und Weizners, da er in den Fächern Weider, im Gutmüthig- und im Satyrisch-Komischen exzellirt.

Bei dieser Gelegenheit mag eine noch nicht viel gekannte, gute Beckmann-Anekdote hier ihren Platz finden. Ein dem übertriebenen Lobe nicht unzugänglicher Mime Norddeutschlands spielte den König Lear. Andern Tages erschien in dem Localblatte der betreffenden Stadt eine überschwengliche Kritik des Redacteurs über jenen Mimen. Gleichzeitig erhielt aber der Künstler folgende Zeilen: „Em. Majestät! Wenn Sie, klagenswerther König, vor den habgierigen Händen ihrer hartherzigen Töchter noch dreißig Thaler gerettet haben, so bitte ich selbe mir — der eben in einer peinlichen Geldklemme steckt — gütigst zu übersenden.“ Doctor Haarscharf, Redacteur.“ Was that der nicht geistlose Künstler? Er schrieb folgende Antwort: „König Lear (von gestern) an Redacteur Haarscharf (von heute)! Wir thun dir kund und zu wissen, daß unsere grausamen und habgierigen Töchter in unserer Cabinetscasse nur fünf Thaler gelassen, welche wir Dir hiemit in Gnaden überschießen! Lear m. p.“

Während ich diese Zeilen schreibe, geht wieder ein wichtiger Fischer Schmittregen nieder und begeistert mich zu folgender Improvvisation: